

Gruß in stiller Zeit von Pfarrer Dr. Martin Streck Sonntagsgedanken zum 15. März 2020



Liebe Leserin, lieber Leser,
unvorstellbar ist es für mich als Pfarrer und gewiss die meisten Menschen, dass wir keine Gottesdienste feiern. Keine Gebete in den Moscheen und Gebetsräumen der Muslime. Keine Gottesdienste in den jüdischen Synagogen. Die Evangelische Kirche ruft dazu auf, zu Hause Gottesdienst zu feiern. Auch die Osternacht, die ich sonst schon längst vorbereiten würde, fällt aus. Fällt Ostern aus?

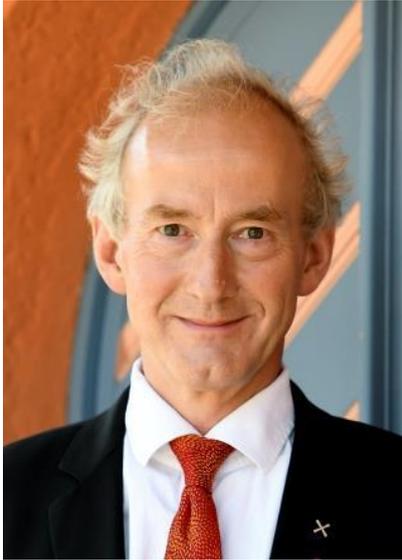
Nein, natürlich nicht. Die Feier wird ausfallen. Aber Ostern wird werden! Dazu habe ich ein Photo gemacht. Am 15. März fiel in Dörnigheim erstmals der Gottesdienst aus. Ein Kind sollte im Gottesdienst getauft werden. Mein Kollege, Pfarrer Eckhard Sckell, rief die Taufeltern an. Sie einigten sich auf eine Taufe in ganz kleinem Kreis. Eine Stunde nach dem Gottesdienst, der ja ausfiel, wurde das Kind getauft. Ein paar Tage später kam ich in die Kirche. Das Taufgeschirr, Becken und Kanne standen noch auf dem Altar. Das letzte, was als Gottesdienst mit einer, wenn auch kleinen, Gemeinde in der Alten Kirche am Main geschah, war eine Taufe. Ein Anfang! Wir taufen, weil Gott immer wieder einen Anfang mit uns Menschen, mit der Welt, mit seiner Schöpfung macht. Wir sind getauft in den Tod Jesu Christi, weil Gott Jesus auferweckt hat von den Toten. Der Tod erscheint uns als das absolute Ende. Gott aber setzt dem Tod seinen Anfang entgegen. Mit Jesus werden wir auferstehen und leben!

"Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." (Johannesevangelium 1, 1-4) Weil Gott den Anfang macht und wieder machen wird, bin ich sicher: Wir werden es wieder feiern, vielleicht nicht gerade mit einer Taufe. Wer weiß, wie es sein wird. Ich freue mich darauf! Ich wünsche Ihnen, dass Sie und Ihre Lieben behütet gesund bleiben. Und zuversichtlich!

Herzlich Ihr Pfarrer Dr. Martin Streck.

Still und leer

Gedanken zum Sonntag 22. März (Laetare) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Vor Monaten sah ich Bilder in der Zeitung: bekannte Orte wie den Eiffelturm in Paris ohne Menschen. Unvorstellbar. Jetzt sind sie Wirklichkeit. Wir stöhnten über den Stau auf der Straße, jetzt fehlt er uns. Es fehlen die Menschen. Wir halten Abstand, um das Virus nicht weiterzugeben, nicht einzufangen. Wir sehnen uns nach Nähe, berührt wollen wir werden. Doch gegenwärtig darf es nicht sein.

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst,“ sagte Jesus mit der Bibel der Juden. Darum gehen wir auf Abstand. Die Nächstenliebe stellte Jesus dem höchsten Gebot gleich, es lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen.“ Und da lassen wir von den Kirchen die Gottesdienste ausfallen!

Dabei haben wir doch jetzt in der Krise Gottes Trost so bitter nötig. Im Gottesdienst dient Gott den Menschen. Wollen wir ihm verbieten, uns zu trösten?

Die ganze Lage ist widersprüchlich. So widersprüchlich, dass wir keinen Ausweg finden mit einer glatten, einfachen Antwort.

Hat Jesus nicht Wunder vollbracht? Ja. In den Evangelien lesen wir davon. Oft aber sagt er den Zuschauern sofort, dass sie es nicht weitersagen sollen. Warum? Jesu Macht zeigt sich in seiner Schwäche.

Jesus ging den Menschen nach. Das führte auch ihn in widersprüchliche, ja in ausweglose Situationen. Gottes Liebe trieb ihn, uns Nächster zu werden.

Selbst als es unangenehm wurde, ging er seinen Weg weiter. Bis in den Tod am Kreuz. Wieder ein Widerspruch: um uns im letzten, im Tod nahe zu sein, versank er in der Einsamkeit des Todes.

Dass Gott ihn auferweckt hat (wir werden es wie und wann auch immer feiern!), nimmt den Widerspruch nicht aus der Welt. Aber Ostern, also die Tatsache, dass der Gekreuzigte auferstanden ist und lebt, das lässt uns glauben, hoffen und lieben.

Konkret? Wir halten den Widerspruch in Liebe aus. Darf ich keine Besuche machen, rufe ich an. Halte ich zu anderen, denen ich begegne, Abstand, schaue ich ihn freundlich an. Strecke ich wie gewohnt die Hand hin, lege ich sie an die Brust, aufs Herz und verbeuge mich: Ich darf die Hand nicht geben, aber ich schließe den anderen ins Herz. Sage hörbar oder still: Gott segne Dich!

Pfarrer Dr. Martin Streck

Evangelische Kirchengemeinde Dörnigheim

Berührungen

Gedanken zum Sonntag 29.3.2020 (Judika) von Vikarin Theresa Fischer



Berührung ist körperlicher Kontakt mit den Menschen in unserer Nähe. Sei es ein Handschlag, eine Umarmung, ein Schulterklopfen, ein High-Five oder ähnliches. Auf all das und noch viel mehr müssen wir im Moment verzichten. Wir stellen unseren Alltag um. Wir versuchen so gut wie möglich mit der Situation klar zu kommen.

So vieles war selbstverständlich, was uns jetzt fehlt. Da hilft es auch wenig, wenn Sozialforscher die positiven Folgen dieser Virus-Pandemie ankündigen. Denn gerade jetzt, in diesem Moment ist es einfach schwer zu verarbeiten und zu ertragen. Manche haben Angst um ihre Existenz. Manche sind einsam und fühlen sich allein gelassen. Manche sind traurig und frustriert, weil Veranstaltungen verschoben oder gar abgesagt werden. Wieder andere wissen gar nicht wohin vor Arbeit: sie packen Kartons aus, sie füllen Regale auf, nehmen Abstriche um Menschen zu testen und rotieren von morgens bis abends.

Und gerade jetzt sind wir dazu angehalten unsere Kontakte zu anderen Menschen so weit es geht zu minimieren. Wo wir doch ein Ohr zum Zuhören oder eine Schulter zum Anlehnen so dringend brauchen.

Wie ist es zu schaffen, dass man sich in solchen Zeiten berührt oder berühren lässt? In Zeiten, wo die Bundesregierung einen Mindestabstand von zwei Metern zwischen Menschen verlangt und ein Kontaktverbot verhängt?

Es gibt einen Unterschied zwischen berühren und anfassen. Ein körperliches Anfassen kann binnen weniger Sekunden geschehen und keinen bleibenden Eindruck hinterlassen. Eine Berührung allerdings, die von Herzen kommt ist etwas ganz anderes. Diese Berührungen bleiben uns in Erinnerung. Wie denken darüber nach, was da geschehen ist und was die Berührung mit uns gemacht hat. Eine Berührung verändert uns. Eine Berührung kann uns auf ganz andere Weise erreichen als ein bloßes anfassen. Eine Berührung, die von Herzen kommt, muss nicht körperlich geschehen.

Im Moment berühren uns sehr viele Dinge: die täglichen Zahlen der Nachrichten, die Lage in Italien, die Bilder leerer Städte – das hätten wir uns vermutlich so nicht träumen lassen.

Jesus hat mit seinen Worten viele Menschen berührt und dabei die wenigsten körperlich angefasst. Jesus erreicht die Menschen egal wo und wann. Er erreicht sie noch heute – über zweitausend Jahre später.

Ein paar dieser Worte möchte ich Ihnen in dieser schweren Zeit an die Hand geben. Jesus hat gesagt: „Siehe ich bin bei euch, alle Tage bis ans Ende der Welt“, so steht es bei Matthäus. Das Ende der Welt - so kann es einem vorkommen, wenn wir die Bilder leerer Städte sehen und uns fragen, wie lange wir Familie und Freunde nur via Chat oder auf Distanz sehen können. Aber Jesu Zusage hat etwas Beruhigendes. Er sagt uns seinen Beistand zu. Wir sind nicht allein. Jesus ist bei uns. Er ist für uns da. Und er wird uns helfen diese schwere Zeit durchzustehen.

Vielleicht geben Sie den Worten Jesu die Chance Sie berühren zu lassen und Trost zu spenden. Und versuchen Sie – auch wenn es schwierig ist – den Menschen in Ihrem Umfeld eine Berührung durch Worte zu schenken.

Vikarin Theresa Fischer

Evangelische Kirchengemeinde Dörnigheim

You'll never walk alone

Gedanken zum Sonntag 5.4.2020 (Palmsonntag) von Pfarrerrin Ines Fetzer



In den letzten Wochen haben sich neue Gewohnheiten und Rituale entwickelt, die Mut machen und dem neuen Alltag Halt geben sollen. Der Radiosender, den ich morgens immer höre, spielt das Lied „you'll never walk alone“. Das Lied wird normalerweise in Fußballstadien gesungen, es gehört für viele zu Borussia Dortmund. Aber auch in der Kirche wird es gesungen und steht in unserem neuen Gesangbuch EGplus.

Wo auch immer wir es singen: normalerweise singen wir es gemeinsam. Es steht für Zusammenhalt. In Freude und Leid. Es wurde zum Hoffnungszeichen nach dem großen Unglück beim FC Liverpool. Gerade wenn es schwierig wird, sind die anderen wichtig: „you'll never walk alone!“.

Wie schnell aus Freude Trauer, Angst und Leid werden kann, dafür braucht man heutzutage keine Beispiele aufzählen. Es ist eine Menschheitserfahrung, die auch in der Lebensgeschichte Jesu ihren Niederschlag fand. Als Jesus nach Jerusalem kam, zog er dort wie ein König ein, wurde gefeiert und bejubelt. An diesem Sonntag, der in der Kirche Palmsonntag genannt wird, erinnern wir daran. Nur wenige Tage später wurde Jesus gekreuzigt. Seine Anhänger mussten seinen Tod hilflos mit ansehen. Gott sei Dank war dies nicht das Ende der Geschichte. Schon bald darauf nahmen die Jünger Jesu wahr, dass sie nicht alleine waren, dass ihr Herr lebte, dass Jesus auferstanden ist: „you'll never walk alone!“

Zur Zeit üben wir trotz Isolation und Kontaktverbot zusammenzustehen, einander Hoffnung und Mut zu geben, damit wir den Glauben nicht verlieren. Das Lied „you'll never walk alone“ hilft mir dabei. Ins Deutsche übertragen lautet der Text:

Wenn du durch einen Sturm gehst, halte deinen Kopf oben und fürchte dich nicht vor der Dunkelheit. Am Ende des Sturms ist ein strahlender Himmel und das silberhelle Trillern einer Lerche. Gehe weiter durch den Wind, gehe weiter durch den Regen, auch wenn sich alle deine Träume in Luft auflösen. Geh weiter, geh weiter, mit Hoffnung in deinem Herzen, und du wirst niemals alleine gehen.

Ein Licht geht uns auf in der Dunkelheit

Gedanken zu Ostern von Pfarrer Eckhard Sckell



Vo der Tür unserer Evangelischen Kirche am Main wird jeden Abend um 18 Uhr eine Laterne entzündet. Sie leuchtet dann zwei Stunden bis sie um 20 Uhr wieder gelöscht wird. Ein Lichtblick in diesen Zeiten. Christus spricht: „Ich bin das Licht der Welt.“
Dieses Jahr wird unsere Kirche zu Ostern verschlossen bleiben.

Wir werden keinen Gottesdienst feiern können, keine Osternacht, kein „Christ ist erstanden“, kein gemeinsamer Gesang, kein gemeinsames Gebet, kein Abendmahl, keine gemeinsame Feier. Dieses Jahr wird Ostern anders sein.

Am frühen Ostermorgen wird noch vor Sonnenaufgang die Osterkerze in unserer Kirche entzündet. So soll es auch in diesem Jahr sein. Die Osterkerze wird entzündet als Zeichen, dass die Finsternis vor dem Licht weicht und neues Leben sich Bahn bricht. Jesus Christus ist auf-erstanden von den Toten. Licht und Leben breiten sich aus.

Auch dieses Jahr wird es Ostern werden. Vielleicht werden wir in diesem Jahr Ostern so intensiv erleben wie schon lange nicht mehr. Durch diese Zeiten trägt uns der Glaube, dass Gott mit uns geht. Er überlässt uns nicht uns selbst. Er ist an unserer Seite. Er gibt unserem Leben Richtung. Er führt uns aus der Dunkelheit ins Licht, vom Tod ins Leben.

Dieser Glaube verbindet uns Christen. Wir erleben, wie wir als Menschen in diesen Zeiten zwar äußerlich Distanz wahren müssen. Wir erleben aber auch, wie nahe wir uns werden im aneinander Denken, im füreinander Beten und in tätiger Hilfe. Gott lässt uns zu „Kindern des Lichts“ (Eph 5,8-9) werden. Wir blicken in die Zukunft in Hoffnung und Zuversicht. Und wir stehen dabei zusammen.

Gott ist uns Halt. Gott ist unsere Lebenskraft, aus der wir schöpfen. Er gebe Ihnen Geduld, Zuversicht und erhalte sie gesund!

Ihr Pfarrer Eckhard Sckell

Ostersegen

Der Gott des Lichtes und des Lebens strahle leuchtend auf über uns.

Er lasse uns spüren das Feuer der Liebe und wärme unsere Herzen mit seiner Lebensglut, damit wir erkennen seine Güte und seine Barmherzigkeit, die überreich sind für jeden von uns.

Er lasse uns aufstehen, wenn Leid unser Leben lähmt und lasse uns seine Stimme hören, wenn er ruft: Ich will, dass du lebst.

Das gewähre uns Gott, der für uns Licht ist am Tag und in der Nacht;
der Gott, der das Leben liebt über alle Maßen

Mit weitem Blick

Gedanken zum Sonntag 19. April (Quasimodogeniti) von Pfarrer Eckhard Sckell



Wenn man doch ein Vogel wäre und weit über das Land fliegen könnte. Der Blick von oben auf unsere Welt. Ein weiter Blick. Gerade in diesen Zeiten wünsche ich mir das.

Wie oft fühle ich mich gefangen in den Gedanken, wie es nun weiter gehen soll: die Sorge um die Gesundheit, die Sorge um das tägliche Leben, die Sorge um das öffentliche Leben, unsere Freiheiten, unsere Rechte, die Wirtschaft, Menschen rund um den Globus in großer Not. Der Blick auf das Leben ist sehr stark darauf gerichtet. In all unserer Sorge tut gut, den Blick zu weiten und zumindest für einen Augenblick die Vogelperspektive einzunehmen.

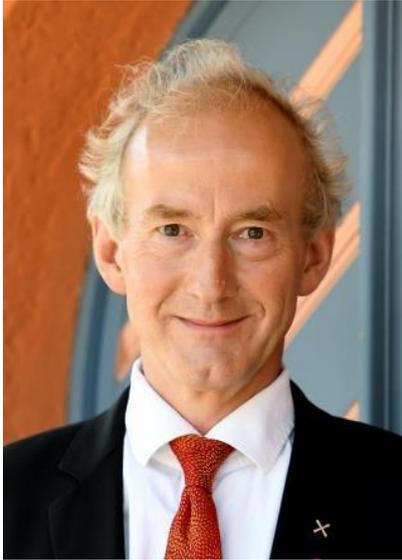
Heute, am ersten Sonntag nach Ostern lese ich ein Wort aus dem Buch des Propheten Jesaja: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.“ (Jes 40,31)

Die auf den Herrn harren, die sich von Gott getragen wissen und auf ihn setzen, die gewinnen in aller Sorge und Not wieder neue Kraft. Sie lassen den Kopf nicht hängen, sie heben den Kopf und stehen auf zum Leben. Ihr Blick ist geweitet. Sie sehen weiter. Sie sehen mehr.

Eine Woche nach Ostern möchte ich mir von Gott meine Augen für diese andere Perspektive öffnen lassen. Mit diesem Blick will ich in eine neue Woche gehen und Tag für Tag sehen, dass es weiter geht. Und ich will Gott bitten, dass er mir die Kraft gibt, dass ich tun kann, was mir aufgetragen ist, damit ich meinen Beitrag leisten kann in dieser Zeit.

"Der Herr ist mein Hirte!"

Gedanken zum Sonntag 26. April (Misericordias Domini)



Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. So beginnt der beliebteste Psalm, Psalm 23. Jesus hat diesen Psalm in der Synagoge und sicher auch in der Familie, mit seinen Freunden gebetet. Er hat mit, er hat aus diesem Psalm lebt: Gott, *der Herr ist mein Hirte!*

Heute ist der Sonntag des „guten Hirten“. So hat Jesus sich selber genannt: *Ich bin der gute Hirte.* Vieles klingt da mit. Im Frühling denke ich zuerst an die *grüne Au*, auf der Gott mich weidet. Oder ganz anders: Wir gehen durch die Corona-Krise wie *im finsternen Tal*. Wir haben Angst und wissen nicht, wann das Tal sich weitet und wieder Licht wird.

Jesus sagt von sich: Als der gute Hirte kenne ich die Meinen und die Meinen kennen mich. Er bestärkt es noch: Wie sein Vater ihn kennt, wie er seinen Vater kennt, so kennt er die Schafe seiner Herde. Üblicherweise hat ein Hirte mehrere hundert Schafe in der Herde. Ob er sie alle kennt? Natürlich setzt er sich für die Schafe ein, das ist seine Aufgabe. Er wird jeden Abend die Herde durchzählen. Aber weiß er für jedes Schaf einen Namen, seine Geschichte, Glück und Unglück? Jesus, der gute Hirte, kennt uns Menschen. Er kennt uns persönlich, mit Namen, eines jeden Geschichte. Jesus kennt uns so, wie Eltern ihr Kind, Kinder ihre Eltern kennen. So ist er für uns da. Nicht wie ein Angestellter, der die Stelle wechseln, den Job verlieren kann. Kindschaft und Elternschaft haben Bestand! Wie ein Vater, wie eine Mutter würde der gute Hirte alles für die Seinen geben, sogar sein Leben, sagt Jesus. Er spielte nicht mit seinem Leben, er setzte es ein, damit wir leben.

Seit Ostern sind erst zwei Wochen vergangen. Ostern leuchtet hell. Jesu Tod am Kreuz war nicht umsonst. Für uns hat er sein Leben hingegeben. Gott hat das angesehen und Jesus von den Toten auferweckt. Jesus lebt und wir mit ihm! Er kennt uns, auch im finsternen Tal. Er ist treu. Er geht an unserer Seite. Erst recht, wenn wir zugunsten derer, die uns anvertraut sind, uns einschränken. Auf alle Fälle gilt: Wir werden erwartet! Psalm 23 beschreibt unsere Hoffnung, das Ziel unseres Weges:

*Du, Gott, bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.
Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkst mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang
und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.*

(Erwähnte Bibelstellen: Johannes 10, 11–16 und 27–30)

... auf dass wir klug werden

Gedanken zum Sonntag 3.5.2020 (Jubilata) von Pfarrerrin Ines Fetzer



In den vergangenen Wochen ging mir oft ein Satz aus Psalm 90 im Kopf rum. „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Eigentlich ist das ja klar, jeder von uns muss sterben.

Eine Binsenweisheit. Aber meistens denken wir nicht darüber nach, sondern stellen uns stattdessen dem Leben. Das ist gut so, denn sonst könnte man den Alltag kaum bewältigen. Wer ständig mit der Sorge lebt, der Himmel oder etwas anderes könne ihm auf den Kopf fallen, verliert vieles, was das Leben lebenswert macht.

Manchmal allerdings werden wir aus dieser notwendigen Todesvergessenheit gerissen. Wenn ein geliebter Mensch stirbt zum Beispiel oder wenn ein Arzt eine Diagnose stellt, durch die der Tod plötzlich nähertritt. Dann leisten wir innerlich Widerstand. „Nein, ich will nicht sterben. Ich will leben!“ Dann nehmen wir das Leben intensiver wahr, konzentrieren uns auf das, was uns wichtig ist. In den letzten Wochen wurden wir gemeinschaftlich aus der Todesvergessenheit gerissen, und auch da war die Antwort klar. „Wir wollen leben. Wir wollen alle Menschen schützen. Das soll der Maßstab unseres Handelns sein.“ Wir haben unser Leben geändert, freiwillig oder aufgrund gesetzlicher Auflagen, zum Schutz des Lebens. Das erschien klug und war es auch.

Allerdings – auf Dauer ist es nicht ganz so einfach. Der Gesundheitsschutz kostet uns viel – nicht nur Geld, sondern auch Lebenskraft und -qualität. Isolation macht krank und gerade manche Ältere, die wir besonders schützen wollen, fragen sich, „Wozu soll ich weiterleben, wenn ich nicht mehr am Leben teilhaben kann? Wer weiß, ob ich die Zeit nach Corona überhaupt erlebe?“ Das kann übrigens niemand von uns wissen, auch die Jüngeren nicht. Deshalb lohnt es sich auf jeden Tag unseres Lebens zu achten, ihm Inhalt und Sinn zu verleihen. „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

Wir können unser Leben nur begrenzt schützen, es liegt nicht in unserer Hand. Ich bin Wolfgang Schäuble für seine offenen Worte dankbar: "Wenn ich höre, alles andere habe vor dem Schutz von Leben zurückzutreten, dann muss ich sagen: Das ist in dieser Absolutheit nicht richtig. Wenn es überhaupt einen absoluten Wert in unserem Grundgesetz gibt, dann ist das die Würde des Menschen", erklärt er und findet auch persönliche Worte: „Wir sterben alle. Und ich finde, Jüngere haben eigentlich ein viel größeres Risiko als ich. Mein natürliches Lebensende ist nämlich ein bisschen näher.“

Jeder von uns trägt jederzeit sein eigenes Lebensrisiko und jederzeit auch Verantwortung für andere: in der Familie, im Straßenverkehr, im Seuchenschutz... Es wird darauf ankommen, immer neu die Risiken in alle Richtungen abzuwägen und klug zu unterscheiden zwischen Abstand und Isolation, zwischen Vorsicht und Panik. Wie kann ich mich diesen Herausforderungen stellen? Der Psalmbeter zeigt einen Weg: „Herr lehre uns bedenken...“ Ich sehe darin die Aufforderung zum Nachdenken, zum Zwiegespräch mit Gott, zur

Besonnenheit und zum Vertrauen auf Gottes Geist. Dann werde ich, werden wir hoffentlich klug handeln und klug werden.

Gedanken zum Sonntag 10. Mai 2020 (Kantate)

„Singet dem Herrn ein neues Lied, denn der Herr tut Wunder!“ Psalm 98.1. Ein Brief von Bischöfin Dr. Beate Hofmann an die Gemeinden

Liebe Schwestern und Brüder in Christus, heute, am Sonntag Kantate, dürfen nach 8 Wochen Unterbrechung erstmals wieder Gemeindegottesdienste in unseren Kirchen stattfinden. Viele von Ihnen haben es vermisst, sich sonntags auf den Weg in „Ihre“ Kirche zu machen, vertraute Menschen zu treffen und miteinander Gottes Wort zu hören, zu singen und zu beten. Manche haben sich gefreut über die vielen neuen Wege, die wir in den letzten acht Wochen entdeckt haben, um weiter Gottesdienst zu feiern: im Fernsehen, Radio, in Telefonandachten, bei Gottesdiensten im Internet, oder bei Gottesdienst „to go“ für Zuhause. Und manche, die sonntags nicht regelmäßig in den Gottesdienst gehen oder den Weg nicht mehr schaffen, haben sich gefreut, auf diesen Wegen mitfeiern und teilhaben zu können. Mitten im Stillstand ist Neues gewachsen.

Die Gottesdienste, die wir jetzt feiern können, werden sich von denen vor dem 15. März unterscheiden: zwei Meter Sicherheitsabstand, beschränkte Besucherzahl, Maske tragen, kein Handschlag beim Friedensgruß oder beim Abschied an der Tür, Abendmahl nur unter besonderen, sehr strikten Hygienevorschriften. Persönlich finde ich besonders traurig, zumal am Sonntag Kantate, dass wir nicht miteinander singen können. Gemeinsames Singen hat die höchste Ansteckungsgefahr, wie bittere Erfahrungen von Chören in anderen Ländern zeigen. Vieles, was christliche Gemeinschaft spürbar macht, wird weiter nicht möglich sein. Umso mehr bleibt es unsere Aufgabe, dass wir konzentriert aufeinander hören und einander wahrnehmen.

Wir werden uns voraussichtlich noch lange in einer veränderten „Normalität“ einrichten und kreative Wege suchen müssen, um „dem Herrn ein neues Lied zu singen“. Ich hoffe sehr, dass es gelingt, in den Regionen vielfältige Gottesdienstkonzepte zu entwickeln, die zwei zentrale Anliegen verknüpfen: Niemand wird gesundheitlich gefährdet und möglichst viele hören Gottes frohe Botschaft in analogen und digitalen Gottesdiensten. Darum möchte ich die Verantwortlichen ermuntern, weiterhin kreativ zu sein und Verschiedenes zu kombinieren, ohne das Neue zusätzlich zu allem Bisherigen anzubieten. Vielmehr: Wer eine große Kirche hat, feiert Kurzgottesdienste im Kirchengebäude; wer einen großen Platz oder eine große Wiese und eine gute Lautsprecheranlage hat, feiert Gottesdienste auf dem Klappstuhl im Freien; die dritten feiern miteinander am Telefon und die vierten stellen einen Gottesdienst ins Internet. Nicht alle müssen alles machen. Darum werden manche Gemeinden warten, bis sie wieder Gottesdienste in Kirchenräumen feiern. Die Situation vor Ort ist unterschiedlich und soll vor Ort verantwortlich entschieden werden. Dazu möchte ich ausdrücklich ermutigen.

Die „neue Normalität“ wird uns weiterhin Geduld, Besonnenheit und Durchhaltevermögen abverlangen. Wie Noah in der Arche, so sitzen wir weiterhin und hoffen, dass die Katastrophe vorbeigeht; wir werden Tauben und Raben aussenden und warten, welche Botschaft sie uns bringen. Und das Land wird anders aussehen, wenn die Pandemie vorbei ist. Doch Gottes Bogen leuchtet über uns und sagt uns seinen Segen und Schutz zu. Er verspricht uns: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ (Gen 8,22)

Wir haben in den letzten Wochen viel Neues entdeckt und trotz der Unterbrechung vieler kirchlicher Angebote wesentliche Seiten an Kirche mit geschärften Sinnen wahrgenommen. Wir haben gelernt, wie wichtig Sorgenetze in unserer Gesellschaft sind und welche Bedeutung Seelsorge hat, damit niemand ganz allein ist, auch im Sterben nicht. Wir haben Wege gesucht, damit die, denen alles zu viel wird, sich ihren Kummer von der Seele reden können und Trost erleben und damit die, die um ihre Existenz fürchten - bei uns und weltweit - Solidarität erleben. All das wird es weiterhin brauchen. Wir können daran wachsen und entdecken, worauf es ankommt: Den Hunger nach Leben und die Sorge um Leben klug miteinander zu verbinden. Das ist für die Kirche keine völlig neue Herausforderung, wie ein Blick ins Neue Testament zeigt. Darum gilt auch für uns, was Paulus der Gemeinde in Rom schreibt:

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet, teilt das, was ihr habt und seid gastfreundlich.“ (Röm 12,12f)

Einen gesegneten Sonntag wünscht Ihnen
Ihre Beate Hofmann, Bischöfin der Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck

Du bist da

Gedanken zum Sonntag 17. Mai (Rogate) von Pfarrerin Ines Fetzer



„Du bist da, du bist da, bist am Anfang der Zeit, am Grund aller Fragen bist du ...“ Das Lied geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Seit einigen Tagen begleitet es mich auf meinem Weg. Der Text stammt aus Psalm 139.

Das Lied passt in die seltsamen Zeiten, in denen wir nach wie vor leben. Von neuer Normalität möchte ich nicht sprechen, eher von einer anderen Routine, die sich einstellt und zum Alltag wird, auch wenn es alles andere als normal ist. Die Fragen, wann haben wir das hinter uns? Und wie konnte es eigentlich soweit kommen? sind nicht mehr ganz so brennend. Es sind ohnehin Fragen, auf die ich keine Antwort bekomme. Besser erscheint mir die Frage: Wie kommen wir gut durch diese Ausnahmezeit? Was trägt mich? Wo finde ich Halt? „Du bist da, du bist da...“ erklingt es wieder in mir. Und ich spüre, wie mich diese Worte trösten. Gott ist da: am lichten Tag und im Dunkel der Nacht, wie es im Lied weitergeht. Gott ist da: ich kann ihn ansprechen, er hört meine Gebete, erträgt meine Fragen und meinen Frust. Auch wenn ich nicht auf alle Fragen eine Antwort bekomme, lässt mich das ruhiger werden. Ich finde Halt und Geborgenheit. Es macht nichts, dass mir Gott manchmal auch ein Rätsel bleibt und so fern erscheint wie die Sterne. Denn wie formulierte es der Psalmbeter vor zweieinhalbtausend Jahren: "wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken! Wie ist ihre Summe so groß! Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand. Am Ende bin ich noch immer bei dir." Ich wünsche Ihnen einen gesegneten Sonntag. Bleiben Sie behütet!

Ein Stück vom Himmel

Gedanken zum Sonntag 24. Mai (Exaudi) von Vikarin Theresa Fischer



Wer kennt das nicht? Einfach dastehen, tief ein- und ausatmen während der Blick gen Himmel gerichtet ist?

Egal zu welchem Zeitpunkt man in den Himmel schaut – er sieht immer anders aus und hält oft Überraschungen bereit. Kinder können stundenlang im Rasen liegen und in den Wolken irgendwelche Figuren entdecken. Was sich da oben wohl so alles tummelt? - Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Die Begeisterung nimmt im Erwachsenenalter etwas ab, aber die Faszination nicht. Wer in den Himmel schaut, nimmt sich Zeit für sich, schaltet ab und fragt sich, was da oben wohl so alles verborgen ist.

Der Himmel ist von überall sichtbar. „Der Himmel geht über allen auf und auf alle über“ – so steht es in einem Kirchenlied geschrieben. Die Faszination liegt für mich in der Unverfügbarkeit. Bei jedem Blick nach oben frage ich mich, was da oben so alles los ist und wie es wohl wäre dort zu sein und das Verborgene mit eigenen Augen zu entdecken.

Ob die Jünger damals auch so fasziniert gen Himmel geblickt haben, als Jesus emporgehoben wurde? – Wohl eher nicht: Jesus war auf einmal weg. Die Jünger konnten ihn nicht mehr sehen, weil er von einer Wolke aufgenommen wurde und gen Himmel fuhr. Eine amüsante Vorstellung, wie Jesus als Wolke in den Himmel fährt. Da plopt gleich das Bild eines Wolkenfahrstuhls auf.

Das Weltbild zur Zeit Jesu versteht den Himmel als Bereich, in dem Gott wohnt. Jesus ist also zu Gott - seinem Vater - in eine andere Sphäre aufgestiegen. Jesus ist für die Jünger nicht mehr sichtbar, sondern verborgen vor ihren Augen. Möglicherweise hat die Verborgeneheit Jesu die Jünger genauso fasziniert wie uns heute der Himmel mit seinen Geheimnissen. Jesus im Verborgenen entdecken. Das ist die Aufgabe, mit der er seine Jünger an Himmelfahrt zurückgelassen hat. Aber was kann das für uns bedeuten? Zu erkennen, dass wir begleitet von Jesus durchs Leben gehen und all unsere Sorgen und Ängste auf ihn werfen können – auch wenn wir ihn nicht sehen. Den verborgenen Gott kann man überall und jederzeit finden – gerade jetzt, in einer Phase, in der uns zusätzliche Zeit geschenkt wird, weil Verpflichtungen und andere Termine nicht stattfinden dürfen.

„Der Himmel geht über allen auf und auf alle über“ – und erinnert uns daran, das verborgene Stück Himmel im Alltäglichen zu entdecken. Mein persönliches Stück vom Himmel ist es, die schönen Momente des Lebens als Geschenk zu betrachten. So wie der Himmel manchmal hinter Wolken verborgen ist, erkenne ich diese Momente hin und wieder auch erst auf den zweiten Blick. Bleiben Sie geduldig und neugierig – der zweite und dritte Blick lohnt sich oft ganz besonders!

Wie macht man Unsichtbares sichtbar?

Gedanken zu Pfingsten 30. Mai von Pfarrerin Ines Fetzer



„Pfingsten sind die Geschenke am geringsten,“ dichtete einst Bert Brecht. Das Fest ist weniger handfest als Weihnachten und Ostern und die Bräuche, die sich darum ranken auch. Keine Geschenke, nichts zum Anfassen oder Aufessen. Kein Wunder, schließlich geht es an Pfingsten um etwas, das man nicht sehen und anfassen kann – um den Heiligen Geist.

Den Heiligen Geist erkennt man eben vor allem an seiner Wirkung. Er bringt Menschen in Bewegung, wärmt ihre Herzen, lässt Kommunikation gelingen. Man kann sein Wirken beschreiben, aber all das prägt sich nicht so gut ein. Wie macht man Unsichtbares sichtbar? Wir möchten Dinge sichtbar, hörbar, spürbar machen, weil wir Menschen nicht nur ein Hirn, sondern auch Augen, Ohren und Hände haben. Die Geschichten der Bibel beschreiben den Heiligen Geist darum als Wind und als Feuerflammen, die ähnliche Kräfte sind wie der Heilige Geist. In einer anderen Geschichte - als Jesus zu Johannes an den Jordan kommt, um sich im Fluss taufen zu lassen - ist es eine Taube, die den Geist Gottes sichtbar macht. Da ist er also auch gewesen, der Geist Gottes damals am Fluss, am Jordan. Die Taube macht ihn sichtbar und die Worte „Du bist mein Sohn“ waren zu hören. Und das Wasser hat Jesus auch gespürt. All das sind Zeichen von Gottes Geist.

Doch Gott hat nicht nur Jesus mit seinem Geist bedacht. Sein Geist hat die Menschen in Jerusalem erfüllt, für die waren Wind und Feuer das Zeichen. Später dann wurde das Wasser wieder zum Zeichen von Gottes Geist, denn es wurde ja nicht nur Jesus getauft, sondern viele, viele andere Menschen von damals bis heute. Für Gottes Geist gibt es viele Zeichen, sichtbar, spürbar, bewegend. Frohe Pfingsten.

Tschüss – geh mit Gott!

Gedanken zum Sonntag 7. Juni (Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



„Ich wünsche dir Gottes Segen!“ Damit ist für einige alles gesagt. Andere finden diesen Wunsch möglicherweise altmodisch, zumindest ist wohl nicht jedem sofort klar, was er bedeuten soll. In der Bibel geben Menschen anderen Menschen oft Gottes Segen mit auf den Weg, und wir Pfarrerinnen und Pfarrer tun dies am Ende jedes Gottesdienstes mit den Worten: *Gott segne dich und behüte dich; Gott lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; Gott hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.*

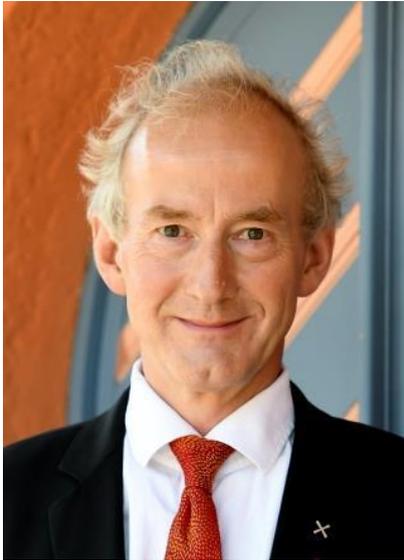
Gottes Segen ist ein Zeichen seiner Zuwendung. "Wo immer du hingehst, es gibt einen, der mit dir geht: Gott". Diese Zusage macht der Segen mit den Worten *"Gott segne dich und behüte dich"*. Und dann heißt es: *"Gott lasse sein Angesicht leuchten über dir"*. Ein leuchtendes Angesicht. - Ich sehe vor mir einen Menschen, der mich anschaut. Offen sieht er mir in die Augen und lächelt mich an. Nicht nur seine Mundwinkel sind nach oben gerichtet, sondern er lacht auch mit den Augen; die Fältchen um seine Lider sind deutlich sichtbar, wie Strahlen sehen sie aus. Von diesem Menschen geht ein Leuchten aus und unwillkürlich lächle ich zurück. Wenn Gottes Angesicht so über mir leuchtet, wenn er mir freundlich zulacht, dann verändert sich etwas in meinem Leben, dann wird es hell und freundlich und ich sehe die Welt in einem anderen Licht. So wie das Licht der Sonne am Morgen das Grau in Grau der Nacht vertreibt und die Welt in bunte Farben taucht, so kann ich Freundlichkeiten des Lebens entdecken, wenn Gottes Angesicht über mir leuchtet.

Aber das Leuchten der Sonne sehe ich nur, wenn ich die Sonne im Rücken habe; schaue ich direkt zu ihr, blendet sie mich, - und das gilt wohl auch für Gott. *"Das Angesicht Gottes leuchte über dir"*, heißt es in dem Segen, und *"Gott hebe sein Angesicht über dich"*. - "Möge Gott in deinem Rücken sein", könnte man vielleicht übersetzen, "und auf deinen Weg blicken und ihn erleuchten". Wenn Gott hinter mir steht und auf mich sieht, dann geht unser Blick in die gleiche Richtung, dann schauen wir auf das gleiche Ziel. Im Segen ist dieses Ziel benannt: *"Gott gebe dir Frieden"* - wie nötig wir diesen Frieden haben, wird uns ja tagtäglich in den Nachrichten vor Augen geführt. Gott allein kann diesen Frieden geben. Doch mit uns gemeinsam macht er sich auf den Weg zu diesem großen Ziel. Das verheißt uns sein Segen.

Vielleicht ist es doch nicht altmodisch, einem anderen Gottes Segen zu wünschen, gerade in Zeiten wie diesen, wo ungewiss ist, was kommen wird. Denn auch wenn Gottes Segen keine Versicherung gegen alle Risiken ist, ist es gut, Gott bei dem zu wissen, den man selbst nicht begleiten kann. Wer es dennoch lieber "moderner" hätte, der kann sich auch an die üblichen Abschiedsformeln wie Tschüss oder Adieu halten, denn wörtlich genommen fassen sie zusammen, was Segen heißt. Sie sind Abkürzungen von "ad deum" und das bedeutet "Geh mit Gott".

Herzensbund

Gedanken zum Sonntag 14. Juni (Erster nach Trinitatis) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Da möchten zwei den Bund des Lebens schließen. Es ist ihnen anzusehen. Es kommt von Herzen. Bei beiden. Ein Herz und eine Seele. Nicht jeder Bund geht so tief. Ich bin deutscher Bundesbürger. Darüber bin ich froh. Gerade in so schwerer Zeit lebe ich in einem Staat, dem ich vertrauen kann. Doch so tief wie der Bund von Liebenden reicht die Bürgerschaft nicht. Ein Bund tut gut. Werden Wunden gut verbunden, können sie heilen.

Ich höre auf Gottes Wort im Propheten Jeremia (31, 31–34). Einen ewigen Bund will Gott mit uns schließen. Sein Gesetz wird er den Menschen ins Herz geben. Die Folge davon ist demokratisch – zumindest für den Glauben. „Es wird keiner den anderen und kein Bruder den anderen lehren und sagen: *Erkenne den Herrn*, denn sie sollen alle mich erkennen, beide, Klein und Groß.“

Das soll nicht heißen, dass ich bei der Predigt weghöre. Auch nicht, dass ich auf Lehrer pfeife. Alle Christen tragen Gottes Gesetz in ihrem Herzen. Darum müssen sie einander achten. Evangelisch, katholisch, orthodox, baptistisch ... Und dann können sie ihren Weg gehen, miteinander, nicht nacheinander und erst recht nicht gegeneinander. Sie tragen alle Gottes Gesetz in ihrem Herzen. Denn Gott hat es versprochen. Weil Gott es allen versprochen hat, kann ich bei jedem Christen Rat und Hilfe finden. Die Großen bei den Kleinen. Die Frommen bei denen, die um die Kirche einen Bogen machen. Die Gesunden bei den Kranken. Mit hörendem Herzen hin zur Wahrheit!

Kommt her zu mir alle!

Gedanken zum Sonntag 21. Juni (Zweiter nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Wo wir sortieren in unseren Köpfen und in unserem Verhalten – wo wir sagen, Du gehörst dazu und du nicht – dort sagt Jesus Christus: *Kommt her zu mir – alle!* Ich stelle ihn mir vor, mit weit ausgebreiteten Armen.

Ich bin bei ihm willkommen. Ich bin eingeladen. Ich muss keine Zurückweisung fürchten. Ich muss bei ihm keine Angst haben, aussortiert zu werden. Ich darf zu ihm kommen und mich von ihm in seine Arme schließen lassen.

Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Manche haben es äußerlich betrachtet nicht einfach, kommen aber trotzdem erstaunlich gut klar. Andere haben es eigentlich ganz gut, aber fühlen sich trotzdem mühselig und beladen. Mühselig und beladen, zumindest phasenweise kennt das wohl jeder Mensch. Und wenn wir uns so fühlen, wollen sich viele Menschen am liebsten verstecken. Doch Jesus ruft uns. *Kommt her zu mir.* Er schaut nicht weg, wenn das Leben schwierig wird.

Ich will euch erquicken. Erquicken: Es hat etwas mit erfrischen und stärken zu tun. Es hat damit zu tun, sich lebendig zu fühlen. Es hat damit zu tun, Pause zu machen, zur Ruhe zu kommen, sich geborgen zu fühlen. So etwas können wir erleben. Das ist dann so, als sind wir bei Gott zu Gast. Vielleicht nur für einen Moment. Ein kleines bisschen Himmel mitten in der Erdschwere. Jesus lädt uns ein: *Ich will euch erquicken.*

Das Jahr steht auf der Höhe

Gedanken zum Sonntag 28. Juni (dritter nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Es ist Sommerzeit. Die Bundesliga ist zuende. Die Ferien stehen vor der Tür. Wir haben die Mitte des Kalenderjahres erreicht und erleben die längsten Tage des Jahres. Das Jahr steht auf der Höhe, heißt es in einem Lied von Detlev Böck zum Johannistag am 24. Juni.

Es ist ein besonderes Jahr, dessen Verlauf so anders kam als zu Jahresbeginn erwartet. Auf der Höhe des Berges ist Zeit für eine Rast. Wie ist das auf der Höhe des Jahres?

Ich nehme wahr: Manches ist schon reif, anderes muss noch wachsen. Was will ich heute dankbar genießen? Was wünsche ich mir noch mehr?

Das ist die Höhe. Schöner kann es nicht mehr werden – oder doch? Schlimmer kann es nicht mehr kommen – oder doch? Ich halte mein Glück, ich halte meinen Schmerz Gott hin: Mach du es gut!

Es ist noch Zeit. Ich weiß nicht wieviel, aber ich weiß: Es ist noch Zeit. Ich lasse los, was nicht mehr wichtig ist. Ich will wach sein für das, was auf mich zukommt. Ich halte Ausschau nach Gott.

Sommerferien!

Gedanken zum Sonntag 5. Juli (4. nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Sommerferien! Endlich Sommerferien! Am Freitag fand die Verabschiedung der Schüler der vierten Klassen der Wilhelm-Busch-Schule statt. Für die Kinder heißt es Abschied nehmen von dieser Schule, von Lehrern und Mitschülern. Auch ich habe mich von den Schülern verabschiedet und jedem eine Postkarte mit einem Segenwunsch geschenkt.

„Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst“ (1. Mose 28,15). Dieses Versprechen Gottes geht mit uns durch die Zeit. Gerade und ganz besonders bei den großen Schritten, die wir in unserem Leben gehen, bei Umbrüchen und Neuanfängen gilt: Gott geht mit! Er ist an unserer Seite.

Sommerferien! Endlich Sommerferien! Ich wünsche den Schülern und uns allen eine Auszeit, eine Zeit für anderes und neues, die Seele baumeln lassen, Kraft schöpfen, sechs Wochen ohne Alltag, sechs Wochen sich nicht sorgen müssen, weil ich weiß: Gott sorgt für mich und geht mit mir auch durch diese Zeit.

Morgenlied

Gedanken zum Sonntag 12. Juli (Fünfter nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Den Tag mit einem Lied beginnen, für viele Menschen war und ist das selbstverständlich. Ob sie nun selbst unter der Dusche ein Lied anstimmen oder erstmal mit der Kaffeemaschine das Radio anschalten. Mit Musik in den Tag geht es leichter. Morgenlieder sind auch in der Kirche beliebt, wenn auch aus anderem Grund.

Den Morgen mit Lob und Dank zu beginnen, ist mehr als eine schöne Angewohnheit. Es ist das Wissen um die Schutzbedürftigkeit des Lebens und der Dank an den, der unser Leben bewahrt, der Dank an Gott. Die Nacht ist die Zeit der Ungewissheit, der Dunkelheit, der Angst, die Zeit in der ich auf mich selbst zurückgeworfen bin. Wie sehr sehnt den Morgen herbei, der nachts nicht schlafen kann. So manches Monster verschwindet, wenn die Sonne erscheint. Bei Lichte besehen sieht vieles anders aus. Dankbar schauen wir zum Himmel. "Die Sonne steigt mit Glanz empor, betritt nun Gottes Bahn. Sie strahlt so hell in unsre Welt, erweckt nun Tal und Feld," dichtet Helene Streck in ihrem Choral und beschreibt wie alles was lebt von Gott geweckt sein Morgenlob anstimmt. Wer die Sonne so aufgehen sieht, dem fällt es leicht in dieses Lob einzustimmen. Und wenn nicht? Ein Loblied hilft auch in grauen Morgenstunden. Denn Gott ist ja da, in der Nacht, am Morgen und an jedem Tag. "Gib mir den Segen für den Tag, gib dass er gut gelingt." Mit Lob und Dank verbindet sich die Bitte um Gottes Segen für den Tag, der vor uns liegt. Ein neuer Tag aus Gottes Hand, geschenkte Zeit - möge sie gesegnet sein.

Was bedeutet es mir, getauft zu sein?

Gedanken zum Sonntag 19. Juli (Sechster nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Ich erinnere mich noch dunkel an meine Tanzschule. Auf der einen Seite des Tanzsaales sitzen wir, die Jungen. Auf der gegenüberliegenden Seite sitzen die Mädchen. Wenn Herrenwahl ist, muss ich schnell sein. Und wenn Damenwahl ist? Oje, dann muss ich Glück haben.

Dann der spannende Moment, in dem die Tanzlehrerin verkündet: „Damenwahl“. Die auf der gegenüberliegenden Seite sitzenden Mädchen laufen los. Bitte, bitte! Hoffentlich läuft eine auf mich zu und wählt mich. Und hoffentlich ist es auch die Richtige. Es ist wie eine Erlösung, wenn ich von einem Mädchen zum Tanz aufgefordert werde, die mir auch gefällt.

Getauft sein bedeutet: Gott sagt zu mir: „Ich bin Dein Gott. Ich will für Dich Dein Gott sein.“

Gott sucht den Kontakt zu mir. Er geht auf mich zu. Er wählt mich aus. Weil ich ihm wichtig bin, weil ich ihm das wert bin. In der Taufe hat Gott gerade mich erwählt. Er meint mich und nennt mich bei meinem Namen. Gott sagt Ja zu mir. Ich muss für Gott keine besondere Leistung erbringen. Ich muss seine Liebe nicht verdienen. Was für eine Liebeserklärung Gottes!

„Ich fordere Dich zum Tanz auf!“ Jesus Christus fordert zum Tanz des Lebens auf. Die Musik spielt, mal fröhlich, mal getragen, schnelle und langsame Rhythmen, zueinander finden, in Bewegung, miteinander verbunden. Ein Leben lang. Bis an das Ende der Welt.

Sommerhit

Gedanken zum Sonntag 26. Juli (Siebter nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Jahr für Jahr werden Sommerhits gekürt. Meistens sind es beschwingte Melodien mit karibischen oder südamerikanischen Rhythmen und mehr oder weniger sinnvollem Text. Der Sommerhit in der Kirche ist dagegen Jahr um Jahr „Geh aus mein Herz und suche Freud“ von Paul Gerhard. Langweilig? Vielleicht. Aber sicher kein Zufall.

Dem Pfarrer aus dem 17. Jahrhundert ist ein großartiges Lob auf die Natur mit all ihrer Schönheit gelungen. Unter #gehausmeinherz posten heutzutage viele Menschen wunderbare Naturfotos um ihrer Freude Ausdruck zu verleihen. Dabei braucht man bei diesem Lied eigentlich keine Fotos. Die Bilder stellen sich vor dem inneren Auge ein. Und unwillkürlich stimme ich mit ein: „Ich selber kann und mag nicht ruhn des großen Gottes großes Tun erweckt mir alle Sinnen.“

Ein Lied für unbeschwerte Sommertage? Durchaus, aber nicht nur. Als Paul Gerhard 1653 die Zeilen schrieb, waren erst wenige Jahre nach dem dreißigjährigen Krieg vergangen, der tiefe Spuren im Leben der Menschen hinterlassen hatte. Von Zuversicht und Lebensfreude war nicht viel zu spüren. Paul Gerhard und seine Frau hatten außerdem gerade ein Kind verloren. Die Trauer hatte die Mutter übermannt. So ist dieses Lied ein Trostlied, geschrieben für seine Frau und für alle Menschen. Der Blick auf Gott und seine Schöpfung soll Zuversicht und Hoffnung schenken. Der Blick geht über diese Welt hinaus. Die wunderschöne Welt ist nur ein Vorschein auf das Paradies, das auf uns wartet.

Bis dahin, schlägt der Lieddichter vor, können wir uns als Teil der Schöpfung sehen, als Baum oder Blume in Gottes Garten und formuliert das wie folgt: „Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir wird' ein guter Baum, und lass mich Wurzel treiben. Verleihe, dass zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben.“ Mir gefällt das Bild. Wie wäre es also beim nächsten Ausflug in die Natur mal einen Blick darauf richten, welche Pflanze in Gottes Garten wohl zu meinem Leben passt?

Augen auf!

Gedanken zum Sonntag 2. August (Achter nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Augen auf! Mit offenen Augen durch die Welt gehen. Wahrnehmen, was um mich ist. Eigentlich ist das eine Selbstverständlichkeit. Und doch erlebe ich immer wieder, dass ich selber etwas übersehe und mich frage: Wie kommt das? Oder ich erlebe, dass ich von anderen übersehen werde. Das ist eine schlimme Erfahrung.

Die Bibel erzählt im Johannesevangelium von Jesus und einem Blinden: „Im Vorbeigehen sah Jesus einen Mann, der von Geburt an blind war.“

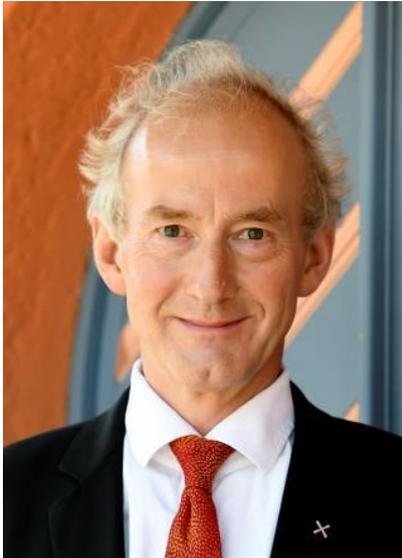
Ich sehe nichts, ich bin blind. Aber ich werde gesehen. Da gibt es einen, der nicht achtlos an mir vorübergeht. Da gibt es einen, der im Vorbeigehen mich sieht. Gott kommt auf mich zu. Er nimmt Kontakt zu mir auf. Er öffnet mir die Augen.

So manch einer hat den Versuch unternommen, durch eigene Anstrengungen die Blindheit zu überwinden. Spirituelle Übungen sollen die Augen des Menschen für Gott öffnen. Dagegen ist auch grundsätzlich nichts einzuwenden, denn tatsächlich ist eine gewisse Offenheit für Gott Voraussetzung dafür, dass Gott mich erreichen kann.

Aber es bleibt dabei: Gott erreicht mich, und nicht ich ihn. Er öffnet mir die Augen für sein Geheimnis, nicht ich selber. Glauben ist keine Leistung. Glaube ist ein Geschenk!

Kostbarer Schatz

Gedanken zum Sonntag 9. August (Neunter nach Trinitatis) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Ich kann's verstehen! Da wurde vor einiger Zeit in Dresden eingebrochen, ins Grüne Gewölbe. Schmuck von einmaliger Schönheit wurde gestohlen. Man hat es erst am Morgen danach gemerkt.

Klar, Einbruch und Diebstahl sind Verbrechen. Man kann es nicht entschuldigen. Doch irgendwie kann ich es verstehen. Lange ist es her, dass ich dort war. Den grünen Diamant sah ich da. Sagenhaft, wie er funkelte! Ich war und bin verzaubert.

Ich bin nicht cool und geschickt genug, um irgendwo einzubrechen. Ich bleibe vernünftig: dass ich diesen Diamanten im Museum sehen kann, ist mir genug. Dennoch: ich kann verstehen, dass dieses Funkeln Menschen so sehr in seinen Bann schlägt, dass sie den Stein unbedingt haben wollen.

Außerordentlich ist, was Jesus erzählt: Da findet einer einen Schatz in einem Acker. Schnell verkauft er, was er hat, und kauft den Acker. Einem Kaufmann wird eine sehr kostbare Perle angeboten. Auch er versetzt, was er hat, um die Perle zu erwerben.

So ist das Reich Gottes! Es gibt Menschen Mut. Sie werden aktiv. Riskieren alles. Energisch, überlegt und mit allen Mitteln gehen sie vor, um dabei zu sein. Ich wünsche allen Menschen diese Kraft und dieses Feuer!

Damals in Kapernaum...

Gedanken zum Sonntag 15. August (Zehnter nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Es ist eine Frage der Betrachtungsweise, ob ich nur einen Haufen alte Steine entdecke oder - wie eine Archäologin - Spuren einer alten Stadt. Es ist eine Frage der Betrachtungsweise, ob ich in den Taten Jesu rätselhafte Wundertaten oder das heilsame Wirken Gottes sehe.

Wie war es wirklich? Was stimmt? Woran kann ich mich halten? Zu gerne wüßten wir es oft einfach genau. Doch leider müssen wir auch in Glaubens- und Lebensfragen wie die Archäologen oft lange und vorsichtig graben, bis wir Teile eines Puzzles entdecken, die uns weiterhelfen. Dazu braucht man viel Geduld und Phantasie, manchmal aber auch den Mut, es einfach zu versuchen und dem Leben eine Wende zu geben. So wie die Männer in der biblischen Geschichte aus Kapernaum, die ihren gelähmten Freund kurzerhand durch das Dach hindurch direkt zu Jesus abseilten.

Und was sehe ich, wenn ich auf die Gegenwart schaue? Steigende Coronazahlen? Das Ende der Sommerferien? Schulbeginn als Chance oder Gefahr? Herumliegende Steine auf meinem Weg oder Zeichen der Lebensgeschichte, die sich zu einem Bild formen lassen? Vielleicht von allem etwas. Manchmal gibt es nicht nur richtig oder falsch. Wichtig ist, dass ich den Moment nicht verpasse, wo ich das Abwägen einmal hinter mir lassen sollte. Weil es darauf ankommt mutig zu sein wie die Männer damals in Kapernaum....

Am Ende wirst Du gehalten

Gedanken zum Sonntag 23. August (11. nach Trinitatis) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Auf dieser Ikone blicken Sie zwei Männer an. Neben ihnen stehen ihre Namen. Links der heilige Menas. Um 300 wurde er für seinen christlichen Glauben getötet. Rechts neben ihm steht Jesus.

Fast 1500 Jahre alt ist das Bild, in Ägypten wurde es gemalt. Es hat etwas Besonderes. Man muss zweimal hinsehen, um es zu entdecken. Von Jesus sieht man nur die linke Hand. Seinen rechten Arm hat er um Menas gelegt. Jesu Finger liegen auf Menas rechter Schulter. Dort sieht man sie. Menas ist ganz unten. Zum Tod verurteilt, auf dem Weg zur Hinrichtung. Sein Leben ist zuende. Es gibt keinen Ausweg. Mit jedem Schritt wird ihm enger ums Herz. Die Ikone sieht noch mehr. Neben Menas steht Jesus. Er ist bei ihm. Jesus geht nicht auf Abstand, er ist ihm nahe, ganz nahe und legt seinen Arm um ihn. „Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ Das sagt Jesus im Evangelium zum heutigen Sonntag. Die Ikone malt es uns noch schöner vor Augen. Führt dein Weg dich in allergrößte Not, Jesus wird kommen und seinen Arm um Dich legen. Geh deinen Weg, auch wenn er Dich in Schwierigkeiten führt. Jesus ist der Not nicht ausgewichen. Er hat sie auf sich genommen. Er wird dich halten.

Die großen Fragen

Gedanken zum Sonntag 30. August (12. nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Wie finden wir unser Glück? Die großen Fragen der Menschheit sind in vielen Kulturen in mythische Erzählungen verpackt, ob Nibelungensage, griechische Göttersagen oder das Gilgamesch-Epos aus dem Zweistromland. Letzteres hat die Erzählung von einer großen Flut mit der Bibel gemeinsam. Die Sintflut, mit der Gott die Menschen und ihre Bosheit ausrotten will, wird im ersten Buch Mose beschrieben.

Noah erhält von Gott den Auftrag eine Arche zu bauen, durch die die Tiere und die Gerechten unter Menschen gerettet werden sollten. Noah und Gilgamesch sind gewissermaßen zwei Helden der gleichen Geschichte, deren Weg jedoch kaum unterschiedlicher sein könnte. Gilgamesch, Sohn der Götter, fühlt sich um sein Glück betrogen, weil er als sterblicher Mensch geboren wurde und verbringt sein Leben auf der Suche: auf der Suche nach Glück, auf der Suche nach Leben. Entbehrungen und Leiden nimmt er auf sich, gequält von Zweifeln und auf der Suche nach Antworten legt er weite Wege zurück, um dann die Worte zu hören: „Lass die Klage und lass den Zorn! Nicht ewiges Leben ist dem Menschen bestimmt. Grimmig ist der Tod, er setzt allem Leben ein Ziel.“

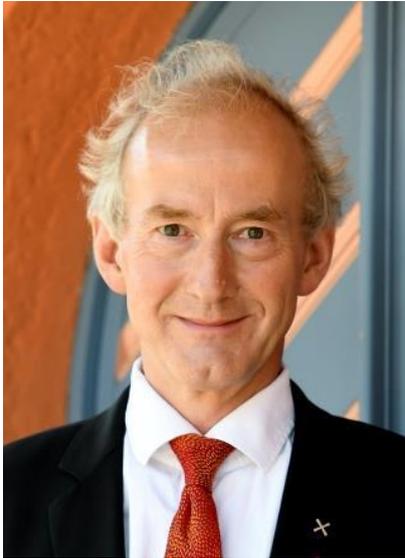
Noah dagegen sucht nicht, er lebt sein Leben scheinbar unbedarft als ihn Gottes Auftrag trifft. Noah vertraut Gott und führt den scheinbar unvernünftigen Auftrag aus, mitten auf dem Land ein gigantisches Schiff zu bauen. Damit trägt er entscheidend zur Rettung von Mensch und Tier bei. Vielleicht hat sich auch Noah während der Bauzeit oder während der Flut ab und zu gefragt, wohin das alles führen wird und den Verlust seiner Heimat, seiner Mitmenschen und seiner Habe beklagt. Sicher ist auch er sich seiner Sterblichkeit bewusst geworden und hat die Gefahren wahrgenommen, denen alles Leben immer wieder ausgesetzt ist.

Für Noah und seine Familie nimmt die Geschichte von der großen Flut ein gutes Ende. Sie werden gerettet. Sie erleben Bewahrung mitten in der Bedrohung. Leben ist zerbrechlich, doch es gibt auch immer wieder Wege wie es weitergeht. Das ist die Antwort der Noahgeschichte auf die großen Menschheitsfragen. Und sie gipfelt im Bündnis Gottes mit den Menschen: „Ich will hinfert nicht mehr die Erde verfluchen, um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfert nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

Unsterblich macht das Noah nicht. Die Menschen bleiben Menschen, müssen sich der Mühsal des Alltags stellen, mit allem was dazu gehört: Arbeit, Krankheit, Freude Angst, Liebe und Tod. Das ist nicht immer pures Glück, das ist die Aufgabe des Lebens. Das Leben, wie es ist, ist eben kein Fluch Gottes, keine Strafe, hoffentlich auch kein Grund zu verzweifeln. Ich finde es tröstlich zu wissen, das da keine Macht ist, die unsern Untergang will, sondern eine Macht, die uns die Grundlagen zum Leben bewahren will: Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht! Das ist Gottes Versprechen an uns.

Hinsehen und helfen - mehr nicht!

Gedanken zum Diakoniesonntag 6. September (13. nach Trinitatis) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Diakonie-Sonntag ist heute. Jesus lenkt uns mit seinen Worten hin zu unseren Nächsten. Das ist der Mensch, den Gott uns vor die Füße legt, der Nächste. Wir müssen nur heraustreten und hinschauen. Nicht warten, bis sie in die Kirche kommen oder zu uns nach Hause.

Draußen können wir auf den Nächsten treffen. Seine oder ihre Not sehen. Die Not wenden oder zumindest lindern. Das lässt sich nicht planen. Offen und findig sollten wir werden.

Zuletzt werden wir eine Überraschung erleben. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, sagt Jesus. Im Nächsten, in dem, der uns nichts geben kann, von dem wir nichts erwarten können, begegnet uns Jesus. Gott gerne klein. Unerkannt bei und in denen, die am Ende sind. Sich nicht helfen können. Hilfe brauchen. Danach rufen – stumm.

Ein wunderbares Versprechen: Gottvergessen dem Nächsten dienen – Gott vergisst es nicht!

Wo der Glaube ist, da ist auch Lachen!

Gedanken zum Sonntag 13. September (14. nach Trinitatis)



An guten Tagen fällt Lachen leicht. Aber was ist mit den anderen Tagen? Kann es überhaupt gute Tage geben, angesichts der Katastrophen von denen wir weltweit und manchmal auch ganz nah hören. „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“, sagt das Sprichwort.

Trotz der eigenen Fehler, trotz der Lasten des Alltags, trotz des Elends in der Welt. Was uns als kleine Sache erscheint: das Lachen ist eigentlich etwas Großes. Denn beim Lachen geht es um Weltüberwindung. Denn da, wo aufgedeckt wird, wie es um uns Menschen wirklich steht, wo wir erkennen, wie die Welt und wie wir wirklich sind, da gibt es eigentlich nur zwei mögliche Reaktionen: Verzweiflung oder Lachen!

Darum gehören Glauben und Lachen zusammen. Der Glaube befreit davon, die Welt zu ernst zu nehmen. Zu endgültig. „Seid getrost“, sagt Jesus, „ich habe die Welt überwunden!“ Jesus überwindet die Welt, indem er dem Tod seinen Stachel nimmt. Da wo es ganz ernst wird, da, wo gar kein Ausweg mehr zu sehen ist und auch die fröhlichste Frohnatur an ihre Grenze kommt, da beginnt neues Leben. Die Pointe unseres Lebens ist seit Jesus auferstand nicht mehr, dass wir alle sterben müssen. Die Pointe ist das Leben. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Das ist das Versprechen von Ostern.

„Wo der Glaube ist, da ist auch Lachen!“ Ich lache, weil ich frei bin. Weil Gott mich längst befreit hat davon, mich selbst zu unendlich wichtig zu nehmen. Das bringt eine Gelassenheit mit sich, die das Weltgetriebe relativiert. Auch relativiert, was mich zum Getriebenen macht.

Mit dieser Freiheit kann ich mich auch den ernstesten Dingen zuwenden, hinsehen, mithelfen, beten für andere - ohne im Leid zu versinken. Ich muss das Elend der Flüchtlinge nicht ausblenden, um Lachen zu dürfen. Ich kann sorgsam mit einem ansteckenden Virus in der Welt leben, ohne in Zukunftsangst unterzugehen. Ich kann handeln, Sorge tragen und mich trotzdem freuen: sei es mit einem kleinen Lächeln, sei es mit einem schallenden Lachen.

Was ist gutes Leben?

Gedanken zur Fairen Woche und zum Sonntag 20. September (15. nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Was ist wirklich wichtig zu einem GUTEN Leben? Was ist GUT? Was tut dem Leben GUT? Wenn einem diese Frage gestellt wird, braucht man erst einmal einen Moment zum Überlegen. Gar nicht so einfach eine Antwort darauf zu geben. Was wäre auf meiner Liste ganz oben?

In der Bibel finden wir beim Propheten Micha eine Antwort: „Es ist dir gesagt, Mensch, was GUT ist und was der Herr von dir fordert: nichts als Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“

GUT, wirklich langfristig gut für mich und andere, ist es, Gottes Wort zu halten. Sein Gebot, sein gutes Recht gelten zu lassen für mich und andere. Sein Gebot, das die Würde des Menschen erkennt, der Mensch als Ebenbild Gottes, sein Gebot, das Schwache schützt, Gerechtigkeit zum Maßstab für das Leben macht, das Vergebung kennt, und das uns in Freiheit führt. GUT ist, sich an Gott zu orientieren

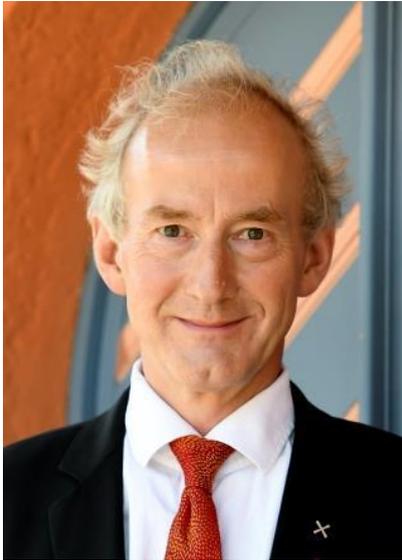
GUT ist es außerdem, Liebe zu üben. Üben! Das ist etwas, wo ich immer wieder von vorne beginnen muss. Nicht nur auf mich schauen. Den Blick weiten lassen. Freiherzig sein. Freigiebig sein. Immer wieder. Beim Reden. Beim Einkaufen. Bei meiner Zeiteinteilung. Beim Verbrauch von Ressourcen. Und in den Konflikten des Alltags. GUT ist, Liebe zu üben.

GUT ist es gemäß dem Propheten Micha auch, demütig zu sein vor Gott. Demut – das ist nicht Unterwürfigkeit. Demut bedeutet, dass mir bewusst ist, dass ich verletzlich und vergänglich bin. Ich kenne meine Grenzen und weiß, was „genug“ für mich ist, was ausreicht. Was gerecht ist und was ich wirklich brauche.

Und das tut GUT! Das ist GUT. Es ist GUT für mich, für diese Erde und für die, die mit mir darauf leben.

Lachen - am Grab?

Gedanken zum Sonntag 27. September (16. nach Trinitatis) von Pfarrer Dr. Martin Streck



An einem offenen Grab vergeht einem das Lachen. Wenn ein anderer dort lacht, ist das einfach nur peinlich! Ansonsten lachen Menschen gerne. Miteinander Lachen, verbindet.

Aber nicht, wenn ich ausgelacht werde. Dann stehe ich draußen. Die anderen lachen, ich nicht. Sie lachen über mich, mich aus. Als ein junges Mädchen gestorben war, wollte Jesus helfen. Einige lachten ihn aus. Trotz des Todes, der grausam zugeschlagen hatte, lachten sie. Jesus hat auf diese Auslacher klar und deutlich reagiert. Er hat sie rausgeworfen. Dann hat er das Mädchen wieder erweckt und ins Leben zurückgeholt. Jesus hat Weinen in Lachen verwandelt. Trauernde, die miteinander weinten, sahen sich an und konnten wieder lachen, sich anlachen. Sicher hat das ein bisschen gedauert, bis in ihrem Schmerz die Freude auftauchte, bis sie es glauben konnten. Doch dann haben sie gelacht, sich angelacht hin und her über dem leeren Grab: Ein Lachen, das verbindet und den Tod überwindet. (Markusevangelium Kapitel 5, 21–24. 35–43)

Alle gute Gaben...

Gedanken zum Sonntag 4. Oktober (Erntedankfest) von Vikarin Theresa Fischer



Ein Samenkorn aussäen und zusehen wie es von Tag zu Tag wächst. Erst ein kleiner Sproß, der sein grünes Köpfchen durch die Erde steckt und später eine immer größer werdende Pflanze, die Früchte trägt. Diesen Früchten kann ich beim Wachsen zuschauen und die Spannung nimmt zu – wann sind sie reif? Wann kann ich sie ernten? Und wie schmecken diese Früchte?

Der Wachstumsprozess übt eine ungeheure Faszination aus und erfordert sehr viel Geduld. Es liegt nicht nur in meiner Hand, ob die Pflanze wächst und gedeiht, geschweige denn Früchte trägt. Kinder können sich sehr gut für das Wachstum von Pflanzen begeistern – auch wenn sie es kaum abwarten können. Im Kindergarten durfte zum Erntedankfest jedes Kind mitbringen, was in seinem oder ihrem Garten wächst. Daraus wurde dann ein gemeinschaftliches Essen zubereitet. Es hat so viel Spaß gemacht die Geschichten hinter all den mitgebrachten Gaben zu hören, gemeinsam zu kochen und das leckere Essen zu genießen.

Oft steht wenig Zeit zur Verfügung und die Verhältnisse haben sich geändert: Wir versorgen uns nicht selbst über eigens angebaute Produkte, sondern kaufen die Lebensmittel in Geschäften ein. Dort liegen sie in Regalen aus und wir kennen die Geschichte dahinter nicht – vielleicht geht uns dadurch auch ein Stückweit die Faszination verloren.

Zu den festen Ritualen in Kindertagen gehörte auch ein Tischgebet: „*Alle gute Gaben, alles was wir haben, kommt oh Gott von Dir – wir danken Dir dafür!*“ (EG463) Ein kleiner Reim mit wenigen Worten, der sich schnell merken lässt und eingängig ist.

Auf den zweiten Blick fällt auf, dass hier der Grund für das jährlich wiederkehrende Erntedankfest prägnant zusammengefasst ist: Nicht alles im Leben ist käuflich oder selbstverständlich! Risiken und Gefahren im Leben lassen sich minimieren, aber nicht gänzlich aus dem Weg räumen. Die wirklich wichtigen Dinge des Lebens beruhen auf Voraussetzungen, die wir Menschen weder aus uns selbst heraus herstellen noch garantieren können – wir müssen uns die Dinge schenken lassen. Ohne Gottes Segen ist alle Arbeit für das, was wir zum Leben brauchen, vergeblich. So wie die Früchte des Feldes vom Wetter abhängig sind, bedarf auch ein gelingendes Leben der Zuwendung Gottes.

Umgekehrt gehört dazu auch Dankbarkeit für das, was uns geschenkt wird. Das Erntedankfest ist etwas ganz Besonderes: ein festlich und bunt geschmückter Altar und leuchtende Kinderaugen, aber auch vielleicht deswegen, weil wir spüren, dass wir Danke sagen dürfen und auch müssen. Wir halten so das Bewusstsein wach, dass wir nicht alles selbst in der Hand haben. Unser Verhältnis zu den Dingen verändert sich: Lebensmittel, Mitmenschen, Begegnungen, Glück verlieren ihre Selbstverständlichkeit. Wir begreifen, dass es Geschenke Gottes sind. Dankbar durch das Leben zu gehen bedeutet auch positiv durch das Leben zu gehen und die kleinen Dinge wahrzunehmen und wertzuschätzen.

Ich wünsche Ihnen ein sehendes Auge und ein offenes Herz für die schönen und bereichernden Dinge in Ihrem Leben. Lassen Sie sich dankbar von Gott beschenken!

Das Buch der Bücher

Gedanken zum Sonntag 11. Oktober (18. nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Die Bibel ist das Buch der Bücher. Ein ganz besonderes Buch. Kein anderes Buch ist in so viele Sprachen übersetzt worden. Kein anderes Buch wird so häufig und so regelmäßig gelesen. Und doch wirkt auf manche verstaubt und auf andere wie ein Buch mit sieben Siegeln. Sie können nichts damit anfangen.

Wie gehen wir mit der Heiligen Schrift um? Welche Rolle spielt sie in meinem Leben? Sind die Gebote für mich von Bedeutung? Wie nah, wie vertraut sind mir die Worte? Gibt es für mich einen Zusammenhang zwischen dem, was ich in der Heiligen Schrift lese und dem, was ich tue?

Im fünften Buch Mose im 30. Kapitel, steht hierzu: „11 Denn das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht zu hoch und nicht zu fern.“ Man muss nicht studiert haben, um die Bibel zu verstehen. Sie will einfach nur gehört und gelesen werden. Sie will im Herzen bewegt und dadurch verstanden werden.

Und was folgt daraus? Oder anders herum gefragt: Reicht das? Reicht das, dass ich das Wort Gottes höre und verstehe, dass ich es in mir aufnehme, dass ich mich für Gott öffne?

Weiter steht hierzu: „Denn es ist das Wort ganz nahe bei dir, in deinem Munde und in deinem Herzen, dass du es tust.“ Das Wort ist uns nahe, damit wir es tun. Es drängt zur Tat. Sonst bleibt es ein leeres Wort. Es will Teil meines Lebens werden – im Tun und im Lassen.

Alte Geschichten?

Gedanken zum Sonntag 18. Oktober (19. nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Ein Mann sucht nach Heilung von einer ansteckenden Krankheit, zwei Völker schaffen es nicht, miteinander Frieden zu schließen. Das sind nicht die Nachrichten von gestern, das ist die Zusammenfassung einer biblischen Prophetengeschichte.

Der Prophet Elisa bekommt es mit Krankheit, Armut und Krieg zu tun und hilft den Menschen - ausgestattet mit besonderen göttlichen Kräften. Doch er ist kein biblischer Superman, sondern einer, der tiefer sieht, weiser ist und auf Gott vertraut. Er durchbricht die Muster der Mächtigen und hält ihnen den Spiegel vor. Für die Menschen seiner Zeit wurde Gottes Geist in seinem Handeln spürbar. Und so nannten sie ihn einen Propheten und sammelten seine Geschichten im ersten Buch der Könige.

Ob uns das heute helfen kann? Die großen Fragen sind geblieben. Krankheit, Armut, Krieg sind nicht überwunden – trotz aller Erfolge, die Menschen immer wieder erzielen. Kreativität, Gottvertrauen und ein immer wieder neuer Blick auf die Dinge sind weiterhin nötig. Unsere Möglichkeiten sind begrenzt, heute wie damals. Egal ist dennoch nicht, was wir tun. Elisa zum Beispiel konnte durch eine List eine Schlacht zu einem guten Ende zu bringen. Die Kontrahenten aßen miteinander und schlossen Frieden – jedenfalls für einige Jahre. Der Einsatz hat sich gelohnt.

Ein Schaf sein?

Gedanken zum Sonntag 25. Oktober (20. nach Trinitatis) von Pfarrerin Ines Fetzer



Normalerweise möchten wir nicht gerne mit Schafen verglichen werden. Sie gelten als dumm, als Wesen, die mit eingeschränktem Horizont anderen hinterher laufen. Das passt nicht zu unserem Selbstbild. Andererseits sind Schafe begehrte Kuscheltiere, weich und flauschig – warum also nicht mal ein Schäfchen sein?

In der Bibel ist oft von Schafen und Hirten die Rede, es entsprach einfach der Lebenswelt der Menschen. Vom guten Hirten ist da die Rede, der weiß, wo die Wasserstellen sind und das fette Gras. Der Hirte hält die Herde zusammen und steigt dem Schaf hinterher, das sich verirrt hat; wenn's sein muss, setzt er sogar sein Leben für die Tiere ein. Das ist so ein einprägsames Bild, so beruhigend und tröstend, ein Bild, das mich von klein auf begleitet hat.

Es beruhigt ja zu wissen, dass einer den Weg kennt und einer weiß, wie und wo es einem am besten ergeht. Wenn man sich so einem Menschen anvertrauen kann, hat man es gut. Aber welcher Mensch kennt schon alle Wege? „Der Herr – also Gott - ist mein Hirte“ heißt es im bekanntesten Psalm der Bibel. Gott kann, was wir Menschen nicht können: Das Verlorene suchen, das Verirrte zurückbringen, das Verwundete verbinden, das Schwache stärken und das Starke und Fette behüten. Gott wäre ja nicht Gott, wenn seine Sorge nicht allen Menschen gelten würde und er nicht jedem Platz zum Leben ließe. Er ist ein guter Hirte, einer der zum frischen Wasser führt und auch in finsternen Tälern schützt. Wer sich auf ihn verlässt, ist nicht verlassen.

Suchet der Stadt Bestes

Gedanken zum Sonntag 1. November (21. nach Trinitatis) von Pfarrer Eckhard Sckell



Boney M. singt 1978. „By the rivers of Babylon, there we sat down - Yea, we wept, when we remembered Zion. „An den Strömen von Babylon setzten wir uns nieder - ja, wir weinten, wenn wir an Zion dachten.“ In die Stadt Babylon wurden die Israeliten nach der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar verschleppt. Obwohl uns 2600 Jahre von den damaligen Ereignissen trennen, können wir gut nachempfinden, was die Israeliten fühlten.

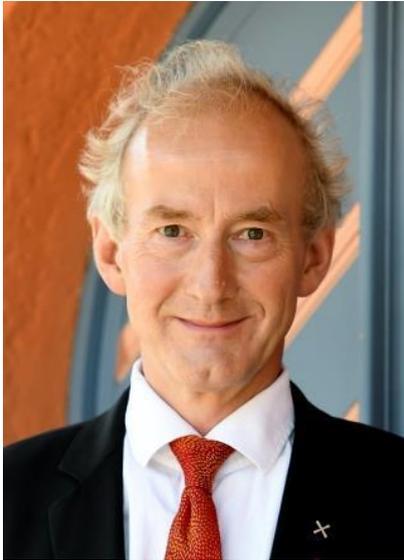
Wie es ist, etwas zurücklassen zu müssen, einen Verlust zu erleben, wie es ist, sich fremd und vielleicht sogar verlassen zu fühlen, diese Unsicherheit, das können wir uns gut vorstellen oder haben es schon selbst durchlitten. Es müssen nicht unbedingt immer Orte sein, die wir verlassen mussten. Es können auch andere Umbrüche im Leben sein.

Zwei Gedanken gibt Gott durch seinen Propheten Jeremia den Menschen in Babylon mit. Der erste: „Sucht der Stadt Bestes!“ Richtet Euch in der Stadt ein. Integriert Euch. Bemüht Euch, nicht fremd zu bleiben. Werdet Teil dieser Stadt. Der zweite Gedanke, den Gott durch Jeremia den Menschen in Babylon mitgibt: „Ich gebe euch Zukunft und Hoffnung!“ Wie wichtig ist war es für die Israeliten, sich die Hoffnung auf ein besseres, ein gerechteres, ein friedlicheres Leben zu bewahren.

Bei all den schlechten Nachrichten aus aller Welt, bei aller Unsicherheit in diesen Tagen tragen auch heute diese beiden Sätze: „Ich gebe euch Zukunft und Hoffnung!“ – „Suchet der Stadt Bestes!“

Wir beten

Gedanken zum Sonntag 15. November (Volkstrauertag) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Ein alter Herr, ich besuchte ihn zu seinem Geburtstag, sagte zu mir: „Herr Pfarrer, was Sie machen, das hab ich auch gemacht!“ Ich schaute ihn fragend an. Da erzählte er.

Im Zweiten Weltkrieg war er Soldat. Tote, Gefallene hat er mit seinen Kameraden begraben. Ein Kreuz aus Ästen. Ein Vater Unser vielleicht. Stille.

Einfach das Richtige tun. Die Not der Menschen sehen und zu ihnen stehen. Zum Volkstrauertag hören wir im Evangelium Jesus. Am Ende der Tage werden wir Menschen überrascht. Einigen von uns, ob vielen oder wenigen, weiß niemand, einigen wird der Herr sagen: Was ihr einem meiner geringsten Brüder, einer meiner geringsten Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.

Wir denken an die Kriege. Die beiden großen Weltkriege. Die vielen Kriege seitdem. So viel Zerstörung und Tod. Wir denken an die Menschen, die das erleiden müssen. Und die Menschen, die mitten in dem Elend das Richtige tun. Mitleid empfinden und sich hingeben. Wir beten für alle. Wir beten um Frieden.

Den Weg finden

Gedanken zum Sonntag 22.11.2020 (Totensonntag) von Pfarrerin Ines Fetzer



Wenn uns der Tod nahekommmt, verändert sich die Welt. Obwohl scheinbar alles so weiter geht wie immer. Die Sonne scheint, die Menschen gehen ihrem Alltag nach. Trauer kann einsam machen.

Manchmal ist es so, als hätte einer einen unsichtbaren Bannkreis gezogen, der die Trauernden von den anderen trennt. Denn Vielen fällt es schwer sich dem Thema Tod zu stellen. Möglichst schnell soll alles überstanden und wieder vergessen sein. Aber Trauer ist ein Weg: ein Weg zwischen Tod und Leben, zwischen Erinnerung und Vergessen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung.

Manche gehen diesen Weg immer wieder ganz konkret. Sie gehen zum Friedhof, zum Grab des Verstorbenen und kehren dann wieder nach Hause zurück, wandern hin und her zwischen dem Ort des Todes und dem Ort des Lebens. Andere tun dies in Gedanken, sind mal verhaftet, bei dem was war und machen dann wieder Pläne, gehen der Zukunft entgegen. So muss sein. Immer wieder. Bis der kurvige Weg der Trauer langsam wieder zu einer Straße des Lebens wird.

Menschen können dabei eine Stütze sein auf diesem Weg, Gott kann es auch. „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“ heißt es in Psalm 37,5. Da ist noch einer, dem ich mich anvertrauen kann, der mehr vermag als ich. Das hilft mir, besonders dann, wenn ich selbst nicht weiterweiß, wenn ich mich überfordert fühle und alleingelassen. Nicht nur Trauer, auch andere Gedanken und Probleme können unendlich in uns kreisen und alles, was wir versuchen, macht die Unruhe nur noch größer.

Manchmal komme ich an einen Punkt, wo einfach gar nichts mehr geht und ich mich zurückfallen lasse in einen Sessel, tief durchatme und mir sage: Ich kann diese Frage, dieses Problem jetzt nicht lösen, ich weiß den richtigen Weg nicht. - ... Aber wenn ich den Weg nicht weiß, Gott wird den Weg schon wissen und irgendwie wird er mich diesen Weg führen. Eine Last fällt ab. Ich werde ruhig, kann mich wieder anderen Dingen widmen und das Problem, das vorher alles zu beherrschen schien, ist vielleicht immer noch da, aber es bestimmt mein Leben nicht mehr komplett. Ich kann wieder durchatmen, wieder hoffen.

Vielleicht hilft diese Haltung auch gegenüber den beunruhigenden Fragen angesichts des Todes: Warum musste das alles so geschehen? Warum müssen Menschen so früh oder so schwer sterben? Warum gibt es überhaupt den Tod? Die Fragen können uns bedrängen und quälen, bohren sich in unsere Seele hinein. Letztlich können wir diese Fragen nicht beantworten, aber wir können sie Gott überlassen. "Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen."

Weg zum inneren Frieden?

Gedanken zum Sonntag 29. November (Erster Advent) von Vikarin Theresa Fischer



„Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und einer dem geholfen wurde, arm und reitet auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin. Er wird Frieden gebieten den Völkern, und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde.“

Der Prophet Sacharja kündigt uns die Ankunft eines Friedenskönigs an. Wir Christen sehen Jesus im Licht dieser Verheißung und verstehen die Botschaft des Advents so: Jesus IST zu uns gekommen! Zugleich bedeutet Advent aber auch Warten auf die bevorstehende Ankunft – das heißt wir warten darauf, dass Jesus HEUTE zu uns kommt und, dass seine Botschaft unser Herz berührt – uns hier und jetzt Hoffnung und Freude schenkt!

Ursprünglich war die Adventszeit eine Bußzeit mit Raum und Zeit für Besinnung. Sich täglich Zeit nehmen - für sich selbst Zeit haben. Dieses Jahr wird es zwangsweise ruhiger als wir uns das wünschen, aber wir haben die Möglichkeit die Adventszeit mit der Suche nach unserem inneren Frieden zu verbringen. Darin kann eine versteckte Chance liegen.

Frieden beginnt im Kleinen – in uns selbst: der innere Frieden ist etwas sehr Kostbares. Er ist nicht leicht zu finden oder zu gewinnen: Wie oft machen wir uns Sorgen und Gedanken um geliebte Menschen?... Wie oft beschäftigen uns Gespräche mit Familienangehörigen, denen wir nicht helfen können oder die uns mit ihren unbedachten Worten verletzen?... Wie oft hinterfragen wir uns selbst oder zweifeln daran, ob wir genug sind oder genug leisten?... Das sind nur Beispiele für Fragen, Gedanken, Sorgen und Ängste, die uns beschäftigen und die wir mit uns herumtragen. In manchen Momenten drehen sie sich wie ein Karussell, lassen sich nicht unterbrechen und kosten uns den inneren Frieden.

In der Adventszeit haben wir die Möglichkeit uns Zeit für uns selbst zu nehmen... auf die Ankunft Jesu zu warten, indem wir seine Worte hören und bewegen: Wir sind angenommen in Gottes Liebe – wir sind genug, auch wenn wir es nicht jedem Recht machen können oder die Hilfe, die wir gern geben würden gerade nicht möglich ist. Auf Jesu Ankunft Warten, indem wir auf die Begleitung und Unterstützung durch Jesus vertrauen, denn es steht geschrieben: „all eure Sorgen werft auf ihn, denn er sorgt für euch!“ – wir müssen unsere Sorgen nicht allein tragen!

Wer sich nach Frieden sehnt, muss abrüsten – er selbst muss damit beginnen und kann so auch Frieden in die Welt tragen. Sich auf Jesu Botschaft zu besinnen heißt den inneren Frieden zu finden: Das bedeutet gleichzeitig Hoffnung zu bekommen und Freude zu erfahren.

Tannengrün und Lichterglanz

Gedanken zum Sonntag 6. Dezember (Zweiter Advent) von Pfarrerin Ines Fetzer



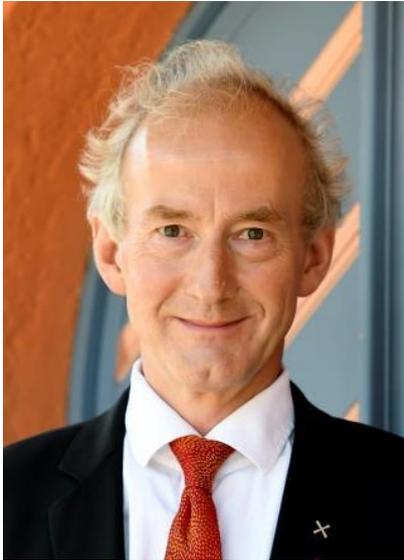
Auf unserem Kirchhof leuchtet eine wunderschöne Tanne, in der Kirche leuchten die Kerzen am Adventskranz. Licht und Tannengrün sind Hoffnungszeichen in dunklen Zeiten.

Mir kommt das Lied "O Tannenbaum" in den Sinn. Das immergrüne Kleid der Tanne wird da besungen. "Die Hoffnung und Beständigkeit bringt Trost und Kraft zu jeder Zeit," heißt es. Eigentlich ist es ja kein christliches Weihnachtslied, aber dieser Vers bringt doch zum Ausdruck worum es im Advent geht: nach Hoffnung in dunkler Zeit zu fragen, nach Trost und Kraft. In diesem Jahr wohl noch mehr als sonst. Von wem, wenn nicht von Gott, sollte dieser Trost kommen. "Wo bleibst du Trost der ganzen Welt?" fragte vor Jahrhunderten der Dichter des Adventslieds "O Heiland rei die Himmel auf." Wir warten auf Gott, der zu uns kommt und immer schon da ist.

Zwischen Lichterglanz und Tannengrün macht sich Hoffnung in mir Raum und ich bete:
Gott, ich bitte dich: Lass mich fest verwurzelt sein im Glauben an dich und deine Güte.
Lass mich Halt finden, wenn die Stürme über mein Leben hinwegfegen.
Schenk mir und meinen Lieben Freiheit, dass sich unsere Äste dem Himmel entgegenstrecken können.
Lass andere unter meinem Blätterdach Schutz finden
Lass nach den Wintern die Hoffnung neu in mir erblühen.
Und lass mich Früchte tragen zur rechten Zeit. Amen.

Fehlende Worte

Gedanken zum Sonntag 13. Dezember (Dritter Advent) von Pfarrer Dr. Martin Streck



Da fehlen einem die Worte. Weihnachten rückt näher. Und wenn es mit Corona noch enger wird?

Mir fehlen die Worte und zugleich möchte ich sprechen. Mir Luft machen.

Zacharias, im ABC ziemlich weit hinten, im Lukasevangelium ganz vorne, verschlug es die Stimme. Als der Engel ihm sagte, dass seine Frau Elisabeth schwanger ist, konnte er es nicht glauben. Mit guten Grund: die beiden waren alte Leute, schon lange zu alt zum Kinderkriegen. Da nahm ihm der Engel Gottes die Stimme.

Eine ganze Schwangerschaft und acht Tage lang war er stumm. Nur über Schreiftäfelchen konnte er sich mit Elisabeth austauschen über Glück und Sorge ihrer Schwangerschaft. Dabei war es ihr erstes Kind! In einer Zeit, in der so viel passierte, auch die Geburt.

Acht Tage später, als Gott das Kind mit der Beschneidung in seinen Bund aufnahm, hatte Zacharias seine Sprache wieder. Und heraus bricht ein großes Gotteslob!

Zacharias hat es ausgehalten. Vielleicht lohnt es sich, es auszuhalten, wenn einem die Worte fehlen.

(Lukasevangelium 1, 67–80)

Weihnachtswünsche

Gedanken zum Sonntag 20. Dezember (Vierter Advent) von Pfarrer Eckhard Sckell



Was ist in diesem Jahr Ihr größter Weihnachtswunsch? Bei den Kindern wird die Wunschliste in diesem Jahr wahrscheinlich nicht kürzer ausfallen, als in den Jahren zuvor. Aber bei uns Erwachsenen?

Ich könnte mir vorstellen, dass sie ziemlich kurz ist. Gesundheit. Dass wir und unsere liebsten gesund bleiben. Und dass wir irgendwie beieinander sein können und niemand allein bleibt. Das wären jedenfalls meine größten Wünsche.

Wagen wir überhaupt noch unsere Wünsche zu äußern? Dieses Jahr hat uns gelehrt, bescheidener zu werden. Viele enttäuschte Hoffnungen und Pläne. Und jetzt auch noch ein Weihnachten, das dann doch anders sein wird, als wir es gehofft und geplant hatten.

Und doch, eines ist sicher: es wird Weihnachten! Wir öffnen unsere Kirche am Heilig Abend. Jeder kann kommen, zur Stille, zum Gebet, um die Weihnachtsgeschichte zu hören, die Krippe zu betrachten, den Segen zu empfangen, und eine Laterne mit dem Friedenslicht mit nach Hause zu nehmen.

Es wird Weihnachten. So oder so. Gott wird sich nicht davon abbringen lassen, sich der Welt in den Schoß zu legen. Wir warten auf die Geburt seines Sohnes. Es ist, als ob die Welt in Wehen liegt und sich danach sehnt, dass Gott Mensch wird und sich uns an die Seite stellt.

Es wird Weihnachten mit dem Kind in der Krippe. Mit dem Gott, der sich uns verschenkt. Der bei uns ist. Ganz menschlich, ganz nah. Je länger ich darüber nachdenke, desto größer wird bei mir die Vorfreude.

Ich stehe an deiner Krippe hier...

Dörnigheimer Predigt zum Heiligabend 2020 von Pfarrer Eckhard Sckell, Pfarrerin Ines Fetzer und Pfarrer Dr. Martin Streck

Liebe Gemeinde,

wir möchten Sie einladen, mit uns zu kommen in unsere Kirche. Kommen Sie mit uns zur Krippe. Sie steht unter der Kanzel.

Eine Futterkrippe aus Holz. Maria und Joseph. Der Stall. Figuren und Stall sind vor einigen Jahren in Eigenarbeit mit viel Liebe und Sorgfalt gefertigt worden. Der Stall und die benachbarten Häuser sind einer Häuserzeile im alten Ortskern Dörnigheims nachempfunden. Wenden wir uns der Krippe zu. Da steht sie. Die eine Kerze brennt. Die Christuskerze. Neugeborenes Leben. In der Krippe liegt es, das Kind. Klein und verletzlich.

Kennen Sie das Lied „Ich stehe an deiner Krippe hier“? Paul Gerhard dichtet in der ersten Strophe: **„Ich stehe an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben; ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben. Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn, Herz, Seel und Mut, nimm alles hin und lass dir's wohlgefallen.“**

Ja, Jesus, hier stehen wir. Mit dem, was uns bewegt, mit unseren Wünschen und Hoffnungen, mit unseren geheimsten Gedanken. Jesus, was können wir Dir schon mitbringen, was können wir dir schenken? Gold, Weihrauch und Myrrhe haben wir nicht. Was wir haben, ist unser Leben. Unser Geist und Sinn, Herz, Seel und Mut.

Dieses Jahr ist vieles anders. Die Gedanken, die wir uns machen: wie wir das Fest begehen und mit wem wir zusammen feiern können. Der Blick zurück auf dieses Jahr mit manchen Beschränkungen und Verlusten, die schmerzlich waren, aber auch mit Glücksmomenten und Neuanfängen. Die Sorge um die Gesundheit – die eigene Gesundheit und die Gesundheit der anderen. Die Sorge um die Folgen für uns und für die Menschen in anderen Teilen der Welt. Was wird werden?

Vieles ist in diesem Jahr anders. Und wir feiern Weihnachten. Jesus Christus ist geboren. Gott wird als Neugeborenes in eine Krippe gelegt. Gott wird Mensch. Er zeigt sich uns als menschlicher Gott in all seiner Zerbrechlichkeit, Bedürftigkeit und Schönheit eines Neugeborenen. Die Krippe ist zwar nur ein Notbehelf. Aber immerhin: das Kind ist gelagert. Das Stroh der Krippe birgt den Neugeborenen wie ein Nest. Aus dieser Krippe blickt uns Gott an.

Wie passt das zusammen? Gott in der Krippe? Gott ist doch groß und mächtig. Wir sprechen schließlich vom Schöpfer der Welt. Gott ist doch der, welcher die Fäden in der Hand hat und kein hilfloses Neugeborenes. Aber genau das besagt Weihnachten: Gott, der Schöpfer allen Lebens, wird in diese Welt geboren. Der von Ewigkeit war und in Ewigkeit sein wird, kommt uns ganz nah.

„Da ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren und hast dich mir zu eigen gar, eh' ich dich kannt', erkoren,“ schreibt Paul Gerhard im zweiten Vers seines Liedes. „Eh' ich durch deine Hand gemacht, da hast du schon bei dir bedacht, wie du mein wolltest werden.“

Gott macht sich mir zum Geschenk - was für ein wunderbarer Gedanke. Er schaut mich an. Er schaut nicht weg. Ich werde gesehen, mit meinem Leben: mit dem, was mich freut und was mich bedrückt, mit all meinen Schwächen und Stärken. Was immer auch geschieht, wie viel oder wenig Freude das Weihnachtsfest bringt, ob ich mit meiner Familie schöne Tage verbringe oder im Streit lebe, ob ich gerne oder ungern allein bin. Da ist jemand, der mich freundlich anschaut, unaufdringlich und doch wissend und wohlwollend.

Am Ende jedes Gottesdienstes, wenn der Segen gesprochen wird, kommt das zum Ausdruck: „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.“ Gott sieht mich an und sein Angesicht leuchtet wie die Sonne. Ich stelle mir dafür ein lächelndes Gesicht vor. Gott zeigt mir sein Wohlwollen. Ermunternd lächelt er mir zu. Das ist Gnade. Und er schaut mir hinterher, wenn er sein Angesicht auf mich hebt, schaut mir nach, bei dem was ich tue. Möge es ein Weg des Friedens sein.

In der Krippe sehe ich ein Neugeborenes. Ich werde still und staune. Alles will ich aufnehmen. Bleiben und nicht weggehen. Selbst Menschen, die anderen ausweichen, die es nicht mögen, wenn andere ihnen

nahekommen, öffnen sich. Der Blick eines Neugeborenen ist wie aus einer anderen Welt. Selbst wenn es schläft, die Augen zu sind, strahlt es einen Frieden aus, der einen ergreift. Wir spüren: Das tut mir gut.

Danach dürsten Menschen. Nach dem lebendigen Gott. Still vor dem Neugeborenen in der Krippe spüre ich: dieses Kind gibt Leben. Danach sehnen wir uns. Dort stehen können und schauen: **“Ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen! Doch weil ich nun nicht weiter kann, bleib ich anbetend stehen. O dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel ein weites Meer, dass ich dich möchte fassen!”**

Das Meer gefällt mir. Mit seiner Brandung, immer gehen seine Wellen. Es trägt Leben in sich. Vielleicht ist es groß genug, den zu fassen, der in der Krippe liegt. Gott wird Mensch. Maria trug ihn unter ihrem Herzen, unsichtbar, alle außer ihr konnten es nur ahnen. Als Jesus dann in der Krippe lag, war es zu sehen: Gott ist Mensch geworden. Ein Kind. Schwach zwar, doch mit dem Drang zu leben, zu trinken, zu wachsen, groß zu werden und Großes zu bewirken.

Der Friede, den wir an der Krippe spüren, soll die ganze Welt ergreifen. Das Neugeborene trägt eine Kraft ins sich. Weihnachten ist Anfang. Gott fängt neu an mit uns. Er wird einer von uns, um uns sein Leben zu schenken, damit wir es weitergeben: Frieden finden und Frieden stiften, heil werden und Wunden heilen. Ein Anfang eben. Ich kann ihn nicht festhalten, nur ergreifen, in mein Herz schließen und mich verwandeln lassen. Das Kind im Herzen werde ich einen Anfang machen. Ich werde leben. Hin auf das Leben in Fülle. Amen.

Pfarrer Eckhard Sckell

PfarrerIn Ines Fetzler

Pfarrer Dr. Martin Streck

Das Warten hat sich gelohnt

Gedanken zum Sonntag 27. Dezember (Sonntag nach Weihnachten) von Pfarrer Dr. Martin Streck

„Oma und Opa besuchen? Das geht nicht!“ – Wir feiern Weihnachten im kleinen Kreis, ohne andere zu besuchen. Man könnte neidisch werden auf den Mann, den die Ikone zeigt.

Er hält ein Kind auf dem Arm, ganz nah sich ans Gesicht. Das Kind greift mit dem Arm nach ihm. Es ist Simeon, der Gerechte, der Gott empfangen hat. Das besagt die englische Inschrift. Das Kind ist Jesus Christus.

Simeon hat ein Leben lang gewartet. Er werde nicht streben, bis er den Messias, Gottes Gesalbten, den Heiland, gesehen hat. Gottes Geist trieb ihn in den Tempel, als Maria und Josef kamen, für ihren Säugling zu opfern. Er nahm das Kind in die Hand und lobte Gott.

Für einen Moment muss Maria das Herz stehengeblieben sein. Da kommt ein Mann und nimmt ihr das Kind. Doch dann fing Simeon an: Nun kann ich in Frieden fahren, denn meine Augen haben meinen Heiland gesehen.

Simeon greift zu. Er lässt seinen Heiland nicht vorübergehen. Ein Licht zur Erleuchtung der Nationen, so besingt er das Kind. Er gibt es der Mutter wieder.

Dass der Heiland zur Welt gekommen ist, dass er sich ergreifen lässt, unser Fleisch und Blut geworden ist, gilt Simeon und aller Welt. Dir und mir und allen. Das verbindet uns rund um die Welt – auch wenn wir uns dieses Weihnachten nicht in die Armen nehmen können.